

aliteraverlag
Krimi

Ein grausames Ereignis erschüttert Starnberg und die umliegenden Orte: Eine junge Frau, Rose Brunner, überlebt einen Selbstmordversuch nur knapp und wird beschuldigt, ihre drei Kinder zuvor auf brutale Weise getötet zu haben. Für die Polizei ist der Fall eindeutig: eine überforderte Mutter, der Scheidung, finanzielle Sorgen und die Diagnose Brustkrebs so zusetzten, dass sie zur Kindsmörderin wurde. Rose wird in eine Psychiatrische Klinik eingewiesen, wo ihr seelischer Zustand von Gutachter Dr. Blankenburg und der Psychologin Corinna Tarow beurteilt werden soll. Doch die Suche nach einem Motiv für die Taten gestaltet sich schwierig. Schließlich eskaliert die Situation: Menschen aus dem privaten Umfeld der Familie Brunner verschwinden oder kommen auf verdächtige Weise ums Leben, im Nachbarhaus der Brunners macht der ermittelnde Kommissar Frank Fels eine schockierende Entdeckung. Ehe er und Blankenburg die Wahrheit erkennen, ist es fast zu spät. Und Rose Brunner will nur eines: Rache. Auf dem schwarzen, sturmgepeitschten Starnberger See kommt es zu einem dramatischen Finale ...

Michael Soyka, 1959 in Berlin geboren, verbrachte seine Kindheit in Fürth und Kiel. Er studierte Medizin in Kiel, Würzburg, London und München und arbeitete 20 Jahre an der Psychiatrischen Klinik der Universität München. Er ist Professor für Psychiatrie, hat zahlreiche wissenschaftliche Artikel und Bücher speziell zum Thema und Sucht und forensische Psychiatrie veröffentlicht und mehrere Wissenschaftspreise erhalten. Daneben hat er mehrere Jahre als Kolumnist für die Münchner »Abendzeitung« gearbeitet. Seit 2006 ist er Ärztlicher Direktor der Psychiatrischen Privatklinik Meiringen/Schweiz und lebt in Ringgenberg/Interlaken und München.

Michael Soyka

Schwarze Ufer

Ein Starnberger See-Krimi

aliteraverlag
Krimi

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm unter:
www.allitera.de

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über < <http://dnb.d-nb.de> > abrufbar.

April 2009
Allitera Verlag
Ein Verlag der Buch&media GmbH, München
© 2009 Buch&media GmbH, München
Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst, Freienbrink
Herstellung: Kessler Druck + Medien GmbH & Co. KG, Bobingen
Printed in Germany
ISBN 978-3-86906-018-7

1. Kapitel

Erzähl doch mal von deinem Segeltörn über die Nordsee. Ich kann es immer noch nicht fassen. Alle fliegen um diese Jahreszeit in den Süden, um etwas Sonne zu tanken, Mittelmeer oder Karibik, nur du frierst dir im Herbst den Hintern vor Dänemark ab. Habt ihr wenigstens genug Alkohol an Bord gehabt?»

Die kehlige Stimme gehörte einem braun gebrannten Mann um die sechzig, der mit drei anderen recht sportlich wirkenden Seglern an der Bar des Starnberger Jachtclubs lehnte und gut gelaunt der dunkelhaarigen Kellnerin zuwinkte. Sie nickte, kam zu ihnen und füllte die Biergläser nach. Der Angesprochene war der Jüngste in der Runde, aber auch schon Ende vierzig, ein drahtiger Mann in Jeans und schwarzem Pullover, der herzlich lachte.

»Klar, zollfrei gebunkert. Der Sprit ist uns nicht ausgegangen. Sicher war es kühl, bestenfalls acht Grad. Wir waren fast die Einzigen draußen auf dem Wasser, es waren nur noch wenige Yachten unterwegs. Ein Hafenmeister hat uns für verrückt erklärt, das war noch auf deutscher Seite, bei Niebüll. Aber die Yacht war wirklich allererste Sahne und der Skipper war Enno Spiel, der bei den Olympischen Spielen 1972 in Kiel die Silbermedaille gewonnen hat. Wenn du die Möglichkeit hast, bei so einer Crew mitzusegeln, dann machst du das. Schönwettersegeln im Bermudadreieck kann ich nächstes Jahr auch noch.«

»Dir wird wohl der Starnberger See zu eng.«

»Ein Hochseeterrain ist das nicht.«

Der dritte Mann in der Runde, eine Hüne von 1,95 Metern, mischte sich ein. An seinem linken Handgelenk blitzte eine goldene Rolex.

»Vom Starnberger See sind schon mehr Olympiasieger im Segeln gekommen als aus dem hohen Norden.« Er nickte in Richtung einiger Fotografien, die über der Bar hingen. Sie zeigten junge Männer mit Medaillen um den Hals, meist an Bord eines Bootes. »Das wissen wir doch alle, wie schwer das Segelrevier ist. Plötzliche Wetterumschläge und Fallwinde, wer hier segeln lernt, hat was drauf.«

»Schon gut, schon gut. Aber so richtig über den Ozean segeln, nach Kompass, das Ufer nicht im Blick, das ist schon was anderes. Und die Nordsee ist tückisch, zahlreiche Untiefen, und diese starken Gezeiten, wenn man nicht aufpasst, sitzt man bei Ebbe auf dem Watt oder noch schlimmer. Das wäre uns gleich zu Anfang in einem Priel fast passiert.«

»Trotz Enno Spiel? Oder wart ihr alle beim Schnaps in der Kombüse statt an der Ruderpinne?«

Die nicht mehr ganz nüchterne Runde lachte über den Scherz. Die Saison war vorbei, viele Segler hatten ihre Boote schon ins Winterlager gebracht oder zumindest keine große Lust mehr, auf den See zu fahren. Es war sicherer und angenehmer, die Jachten an Land zu wissen und sich lieber an der Bar mit Freunden zu treffen oder sich um seine Geschäfte zu kümmern, was manchmal das Gleiche war. Die vier Männer ließen das Segeljahr noch einmal Revue passieren und zogen Bilanz. Dann sprachen sie wieder über den Segeltörn in Dänemark

»Wie war denn das Wetter?«

»Gar nicht so schlecht. Die erste Woche war sogar sonnig, aber sehr frisch, dann wurde es zunehmend ungemütlich. Vier Tage lang hatten wir richtigen Sturm, Windstärke acht und stärker, heftiger Wellengang. Zwei Tage waren wir nur im Hafen. Es war zu gefährlich, meinte selbst Spiel. Wir hatten einen Chirurgen aus Dortmund dabei, der hing den ganzen Tag nur über der Reling und hat sich übergeben. Er war zuvor noch nie gesegelt, und dann macht er ausgerechnet bei so einem Törn den Anfang. Der fährt die nächsten dreißig Jahre in die Berge, das kann ich euch versprechen.«

»Dann kann er ja hier vorbeikommen, wenn er nach Garmisch will. Vielleicht erzählt er aber eine ganz andere Geschichte?«, stichelte der vierte Mann, ein graumeliertes Mittfünfziger mit einigen geplatzen roten Äderchen im Gesicht. Bluthochdruck oder Alkohol oder beides, dachte sich die Kellnerin, sagte aber nichts.

»Sicher nicht. Mir ging es gut, bis auf eine kurze Magenverstimmung nach einem fetten Aal, den wir in Dänemark gegessen hatten. Lecker, aber nichts für meine Bauchspeicheldrüse.«

»Aber der Schnaps hat nichts gemacht?« Der Rotgesichtige ließ nicht locker.

»Naja, das ist ja nicht *mein* Problem«, gab der Weltenbummler zurück.

Der groß gewachsene Segler merkte, dass die Stimmung dabei war, etwas ins Gereizte zu kippen und versuchte, das Gespräch wieder aufs Segeln und damit in sicheres Fahrwasser zu lenken.

»Schlimmer als im Moment kann es auf der Nordsee auch nicht gewesen sein. Schon wieder Sturmwarnung.«

Damit nickte er in Richtung See, der sich vor dem Panoramafenster des Jachtclubs weit in Richtung Berge erstreckte, von denen allerdings nichts zu sehen war. Es war erst früher Nachmittag und trotzdem fast finster, schwere Regenwolken, von einem immer böigeren Wind getrieben, hingen tief vor ihnen. Der sonst glatte See war stürmisch aufgewühlt, die Ufer wurden von dunklen Wellen überspült, die sich an der Mole brachen und hoch auf-

spritzten. In diesem Moment, das gegenüberliegende Ufer war nicht mehr zu erkennen, wirkte der See wie ein schwarzer Ozean, seiner Grenzen beraubt und ungehalten.

»Tatsächlich. Na, bei dem Wetter würden nur Verrückte rausfahren«, meinte der Mann mit dem roten Gesicht und beugte sich wieder über sein Glas.

Für einen Moment fielen die Männer in Schweigen, der Gesprächsfaden war gerissen. Sie wandten dem See wieder ihren Rücken zu.

»Da ist aber ein Verrückter draußen.«

Es war das erste Mal seit Längerem, dass die junge Frau hinter der Bar etwas sagte. Ihr Blick war über die Männer auf den See gerichtet. Sie drehten sich um.

»Das ist wohl ein Witz«, meinte der Rotgesichtige. »Ich sehe nichts.«

»Sie hat recht«, sagte der Nordseesegler. »Das gibt es doch gar nicht. Da hinten, Richtung Ostufer, schwer auszumachen. Das ist ja Wahnsinn!«

»Selbstmord«, meinte der braun gebrannte Mann, gleichermaßen schockiert wie fasziniert. »Das ist purer Selbstmord. Wir müssen die Wasserwacht alarmieren.«

Ihre Blicke lagen auf dem kaum mehr auszumachenden Boot, das willenlos auf den Wellen zu tanzen schien, fast schon eins mit dem dunklen See, weit entfernt von allen Ufern, kaum mehr als ein grauer Fleck, dann war auf einmal gar nicht mehr zu sehen.

Ein Geisterschiff, das noch einen Moment als flüchtiges Bild in ihrem Gedächtnis schaukelte und dann endgültig verschwunden war, mit unbekannter Ladung und verlorener Mannschaft, weit draußen in schwarzen Wassern.

2. Kapitel

Über den nahen See schob sich dichter Nebel – eine undurchdringliche Wand, die Geräusche und Farben in sich aufzog und alles in dumpfes Weiß verwandelte. Die Spätsommersonne hatte nicht mehr die Kraft, ihn zu vertreiben. Erst am Vormittag würde der Nebel sich auflösen und den Blick auf die nahen Berge freigeben, die am Alpenrand noch ohne Schnee waren. Das würde sich in wenigen Wochen ändern, wenigstens in den höheren Lagen. Aber noch lagen tagsüber einige Stunden Sommer in der Luft, der See war warm und gab sein Wasser an die kalte Luft ab. Vögel flogen über die grün schillernde Oberfläche, kreischend und auf der Suche nach Beute.

Maria Brunners Rücken tat oft weh, morgens besonders. Sie war erst neunundfünfzig. Die Schmerzen trieben sie immer früher aus dem Bett – verschlissene Wirbel und Gelenke, ein hartes Leben mit Sorgen und Plackerei steckte ihr in den Knochen, hatte sich dort eingenistet als Zeuge tausender Tage Arbeit. Der Orthopäde hatte sie geröntgt und ihr auf dem schwarzen Bild ihre Wirbelsäule gezeigt mit den zusammengebrochenen Wirbelkörpern und den verknöcherten und verschlissenen Gelenken. Er hatte von Osteoporose und arthrotischen Veränderungen gesprochen. Der Arzt hatte ihr nicht viel Hoffnung gemacht. Damit müsse sie leben. Mehr Gymnastik und Hormone, um den Mangel nach der Menopause auszugleichen. Eine Hüfte könne man austauschen, auch ein Knie, aber eine ganze Wirbelsäule ... Seither ging sie zwei Mal die Woche mit anderen Frauen ihres Alters, die an Rheuma, Osteoporose oder entzündeten Gelenken litten, zur Gymnastik und redete sich wie die anderen ein, dass es ihr Spaß mache. Gleichzeitig nahm sie ein Hormonpräparat, das ihr eine Frauenärztin verschrieben hatte, nicht ohne vor erhöhtem Bluthochdruck und Brustkrebsrisiko zu warnen. Den Teufel mit dem Beelzebub austreiben, hatte ihr Mann gesagt, wie immer ohne Verständnis für sie und ihre Sorgen. Mittlerweile taten ihr auch die Knie weh. Was sollte noch alles kommen?

Die Morgenstunden waren die schlimmsten, die ersten Minuten nach dem Aufstehen am fürchterlichsten, bis alle Gelenke einmal bewegt worden waren und die Schmerzen abflauten. Deswegen hasste sie den Morgen. Es half nichts. Sie konnte nicht länger liegen bleiben. Mit zusammengebissenen Zähnen stieg sie aus dem Bett. Erst setzte sie vorsichtig die Füße auf den Boden, dann richtete sie sich, am Nachttisch stützend, auf. Ihr Mann schlief weiter, alle paar Sekunden laut schnarchend. Ein Reptil, das nach

Luft schnappte. Sie sah aus dem Fenster. Nebel. Die kalte Jahreszeit würde kommen. Dann würde es ihr noch schlechter gehen.

In der Küche nahm sie Filtertüten und Kaffee aus dem Regal und setzte die Kaffeemaschine in Gang. Sie mochte Kaffee, seine belebende Wirkung und das heiÙe Brennen hinter dem Brustbein, wenn sie die erste Tasse trank. Eine der Freuden, die geblieben waren.

Im Haus war es völlig still. Sie wohnte mit ihrem Mann im Erdgeschoss des Zweifamilienhauses, das sie vor über zwanzig Jahren mit großer Mühe und nach langem Sparen gebaut hatten, in guter Lage, wie man sagte, nur wenige Kilometer vom See entfernt. Viele der Steine und Bretter hatten sie und ihr Mann selbst geschleppt, monatelang, um die Kosten für die Handwerker zu sparen. Jahrelang hatten sie gebaut, bis das Haus fertig und ihre Ehe eingemauert war.

Ihre Wirbelsäule dankte ihr heute noch für diese Last und erinnerte sie jeden Morgen an jeden einzelnen Stein und jeden einzelnen Ziegel, den sie ihrem Mann angereicht hatte. Wenige Jahre, nachdem sie eingezogen waren, hatten sie aufgehört, sich zu berühren. Dieses Haus würde ihr Glück sein, hatten sie sich eingeredet. Es war ein Grab, wusste sie jetzt.

Die Stille war ungewöhnlich. Wenn sie nicht durch die Schmerzen geweckt wurde, dann durch ihre drei Enkel im ersten Stock, durch die achtjährigen Zwillinge Sandra und Sabine und den zehnjährigen Oliver, ihren Liebling, der sich oft zu ihr in die Küche schlich und Schokolade und andere SüÙigkeiten stahl. Ihm konnte sie ebenso wenig böse sein wie den Mädchen. Sie lebten seit zwei Jahren in der Wohnung über ihnen, mit ihrer Schwiegertochter, die nicht mit Geld umgehen konnte und deren Ehe mit ihrem einzigen Sohn, einem eitlen Nichtsnutz und Angeber, wie sie leider wusste, zusammengebrochen war, unter der Last von Schulden, Gehässigkeiten und gegenseitigen Vorwürfen, die fast alle berechtigt gewesen waren. Ihr Sohn leistete kaum Unterhalt und sie hatten nicht gezögert, die Familie aufzunehmen, nachdem der Gerichtsvollzieher ein- und ausgegangen war und ihre Schwiegertochter die Miete ihrer Wohnung nicht mehr zahlen konnte. Sollten die Leute reden, sie konnten nicht zulassen, dass die Kinder vor die Hunde gingen. Seither wohnte ihre Schwiegertochter Rosemarie, »Rose«, mit den Kindern hier. Ihr Sohn lebte im Nachbarort und ließ sich nie blicken. Sie hatten ihre Entscheidung, die Familie aufzunehmen, nie bereut. Hatten sie es am Anfang als ihre Christenpflicht, wie ihr Mann gesagt hatte, angesehen, waren ihnen mittlerweile die Enkel, die sie zuvor kaum gesehen hatten, so ans Herz gewachsen, dass sie sich ein Leben ohne sie kaum mehr vorstellen konnten. Oft übernachteten die drei bei ihnen, in den letzten Wochen war das sogar regelmäßig geschehen. Rose war überlastet gewesen, musste oft früh aufstehen, um zur Arbeit

zu gehen. Gestern hatte sie die Kinder aber wieder zu sich genommen. Schuldgefühle einer überforderten Mutter, hatte Maria Brunner gedacht, aber nichts gesagt. Sie hatte sich schon darauf gefreut, die Enkel am nächsten Tag wiederzusehen.

Es war still. Kein Getrappel unruhiger Kinderfüße, kein Lachen im ersten Stock. Es war Samstag, schulfrei, vielleicht schliefen die Kinder ausnahmsweise etwas länger. Es war erst sieben.

Gegen acht saß sie mit ihrem Mann, einem großen und schweren Mittsechziger, am Frühstückstisch. Helmut Brunner hatte früher einen kleinen Handwerksbetrieb geleitet, den er von seinem Vater übernommen hatte und für den sein eigener Sohn Johann, der sich vor einigen Jahren in »John« umgetauft hatte, nicht zu begeistern gewesen war. Johann hatte lieber und trotz aller Warnungen, ohne Sachkenntnis und Ausbildung, ein Sportgeschäft namens »John's Sportwelt« eröffnet, das den zweiten Winter nicht überlebte, weil die Kunden merkten, dass er zwar trendige Sachen teuer verkaufte, aber keinen Service bieten konnte. Seine Frau Rose hatte ihm im Geschäft geholfen und die Familie nebenbei mit Aushilfsarbeiten über Wasser gehalten, aber es hatte nichts genutzt. Die Gläubiger hatten die nicht verkauften Skier und Snowboards abgeholt und Johann hatte einen Offenbarungseid geleistet. Davon hatte er sich nicht erholt. Das Geschäft war auf seine Frau angemeldet gewesen, die er so mit in den Untergang gerissen hatte. Seitdem hatte das Telefon nicht still gestanden und alle möglichen Leute, von denen sie sich Geld geliehen hatten, bedrängten sie, enttäuscht und verärgert über nicht gehaltene Versprechen. Ihr Sohn hatte mit ihnen gebrochen, nachdem sie sich geweigert hatten, ihr Ersparnis in das marode Geschäft zu stecken. Seither redete sich John ein, die eigenen Eltern seien schuld an seinem Scheitern. Schuld hatten bei ihm schon immer die anderen gehabt. Jetzt arbeitete er als Hausmeister und »Mädchen für alles«, von der Geschäftsführung als »Manager« bezeichnet, im Starnberger Jachtclub und fuhr, so oft er konnte, mit seinem Motorrad, einer aufgedonnerten Harley, die aus unerklärlichen Gründen nicht gepfändet worden war, in Lokale an den Starnberger See, am liebsten in solche, wo man junge Frauen kennenlernen konnte.

Um halb neun wurde Maria unruhig. Die Schmerzen hatten nachgelassen. Sie arbeitete in der Küche. Ihr Mann hatte sich in das Wohnzimmer gesetzt und blätterte lustlos in der Tageszeitung. Er interessierte sich nicht für das Finanzdebakel, das verantwortungslose Manager mit Luftbuchungen an den internationalen Märkten angerichtet hatten, oder die Ergebnisse der Fußballbundesliga. Eigentlich interessierte er sich für gar nichts. Daran war schon seine Ehe zerbrochen, aber man blieb zusammen, schon wegen des Hauses und mangels Alternativen.

»Ich denke, wir sollten mal nach dem Rechten sehen«, sagte Maria. »Das ist ja unheimlich still da oben. Ob Rose mit den Kindern weggegangen ist?«

Ihr Mann blickte auf. Er wusste, worauf sie anspielte. Auf dem Höhepunkt ihrer Ehekrise, als die Gläubiger Rose Tag und Nacht angerufen und ihr vor der Wohnung aufgelauert hatten, war sie schon einmal mit ihren Kindern weggefahren, über Nacht geflohen. Drei Tage später war sie wieder gekommen. Sie hatte sich in einem Gasthof in den Bergen versteckt und war mit den Kindern wandern gegangen. Danach war der Sturm etwas abgeflaut, und schließlich war sie bei ihnen eingezogen. Seither hatte das fröhliche Getrappel der unbeschwerten Kinder beide begleitet.

Mürrisch legte er die Zeitung weg. »Sie ist sicher einfach nur mit ihnen unterwegs.«

»So früh? Ist doch komisch. Bitte sieh nach.«

Helmut Brunner wälzte sich umständlich aus dem Ledersessel, in den er sich seit seiner Pensionierung jeden Morgen mit der Zeitung zurückzog und aus dem er sich erst nach der allerletzten Seite, den Todesanzeigen, die immer ein kleines Triumphgefühl hinterließen, noch da zu sein, wieder herauschälte, und ging zur Wohnungstür. Langsam schleppte er sich die Stufen nach oben in den ersten Stock. Es war still, nur die Dielenbretter, die er einst mit John verlegt hatte, knarrten. Für eine Sekunde lauschte er an der Wohnungstür seiner Schwiegertochter. Nichts. Er klingelte. Schweigen. Niemand rührte sich. Er klingelte noch einmal. Nichts. Er war beunruhigt, ein ungewisses Gefühl packte ihn. Mit seinen starken Händen klopfte er laut gegen die Tür. Als sich immer noch nichts rührte, ging er nach unten, um den Zweitschlüssel zu holen, den sie für alle Fälle in einer Küchenschublade aufbewahrten.

Mit ernstem Gesicht reichte seine Frau ihm den Schlüssel. »Ich verstehe das nicht«, sagte sie. »Ich wollte mit ihr heute Morgen einkaufen gehen, wir waren verabredet. Sie hat doch im Moment gar kein Auto.«

Helmut Brunner zuckte mit den Achseln und ging wieder nach oben. Verzweifelt versuchte er den Schlüssel ins Schloss zu schieben. Es ging nicht. Erst jetzt merkte er, dass seine Frau hinter ihm stand.

»Es geht nicht. Der Schlüssel steckt von innen.«

»Ich hole Karl«, entschied sie in derselben Sekunde.

Karl Fischer war seit Jahrzehnten ihr Nachbar, nur wenige Jahre jünger als Helmut Brunner, aber beruflich noch aktiv. Maria Brunner hatte Glück, der Dachdeckermeister war zu Hause. Sie hatten ihn wenige Tage zuvor ohnehin beauftragt, ein paar Schönheitsreparaturen am Balkon und Dachfirst vorzunehmen, und er hatte für die Arbeit schon Einiges an Material und eine lange Leiter bereit gestellt. Wenige Minuten, nachdem Maria Brunner ihn geholt hatte, lehnte er diese am Balkon im ersten Stock an, kletterte hin-

auf und stieg über das Geländer. Eine der Türen, die auf den Balkon gingen, stand halb offen. Der Türriegel war hochgestellt. Mit wenigen Handgriffen hatte er ihn gelöst und stieg in die Wohnung.

Es war dunkel, die Vorhänge waren zugezogen. Nirgendwo brannte Licht. Karl Fischer rief laut, um nicht als Einbrecher dazustehen. Niemand antwortete. Er machte Licht. Vom Wohnzimmer gelangte er in den Flur. Links und rechts gingen mehrere Türen ab. Karl Fischer kannte die Wohnung nicht. Er entschied sich für das erste Zimmer links und machte auch dort Licht. In derselben Sekunde packte ihn kaltes Grauen. Ein kleiner Junge lag vor ihm, die Beine noch auf dem Bett, der Oberkörper bewegungslos und in grotesker Überstreckung aus dem Bett hängend, die Arme baumelten schlaff herab. Der Kopf berührte den Boden. Das Gesicht und die Brust waren blutüberströmt. Neben ihm lag ein Kissen. Karl Fischer machte einen Schritt auf ihn zu, nur um sich gleich wieder abzuwenden. Die weit aufgerissenen Augen des Jungen blickten ihn starr und tot an. Er stürzte auf den Gang hinaus. Sein Herz raste.

Oh mein Gott, ich darf nicht die Nerven verlieren, dachte er.

Er ging in das gegenüberliegende Zimmer. Die beiden Mädchen lagen in ihren Betten. Karl Fischer wusste sofort, dass dieses Bild, das sich wie Säure in sein Gehirn einfräß, ihn für immer begleiten würde, nachts und in vielen schlimmen Stunden, in denen er alles dafür geben würde, nicht hier gewesen zu sein.

Sabines Kehle war durchschnitten, ein riesiger blutiger Spalt klaffte. Ihr Kopf war halb vom Hals abgetrennt und hing etwas zu Seite. Eine riesige Menge Blut hatte sich über das Bett ausgebreitet, war auf den grünen Teppichboden gelaufen und hatte dort Klumpen gebildet. Auf ihrem Nachthemd war ein großer Teddybär gestickt, dessen linke Hälfte unter dem Blut nicht mehr zu sehen war. Mit der rechten Hand hielt der Teddy einen Ball in die Höhe. Aus seinem lachenden Mund schienen rote Blasen aufzusteigen.

Sandra lag ihm abgewandt mit dem Kopf zur Wand. Er konnte nur ihren Rücken sehen. Obwohl er keine Sekunde zweifelte, dass auch sie tot war, ging er zu ihr.

Ich muss mich überzeugen, hämmerte es in seinem Kopf.

Er kämpfte mit einem drängenden Würgereiz, beugte sich über das Mädchen und drehte ihren kalten Körper zu sich. Auch sie war voller Blut, das ihre ganze Brust bedeckte. Der Hals schien nur oberflächlich verletzt. Stattdessen klafften mehrere große Wunden in ihrer Brust. Das Blut war ihr bis an die Knie, die unter dem Nachthemd hervorlugten, gelaufen.

Er stürzte hinaus.

Sein Kopf brannte. Er konnte den Wahnsinn der Bilder, die er gesehen

hatte, nicht ertragen. Die vollkommene Stille in der Wohnung wurde ihm bewusst. Ein Schlachtfeld, noch mit frischem Blut, das ganz geräuschlos war, wie eine Gräuelszene auf einem Bild im Museum. Tod und Verwesung, mit bunten Farben festgehalten. Nur dass dies kein alter Ölschinken war, dem man sich mit ruhigem Herzen näherte, sondern drei Kinder, getötet und abgeschlachtet in ihren Betten. Welche Bestie ...

In diesem Augenblick startete irgendwo auf der Straße ein Auto und das Geräusch des aufbrausenden Motors brachte ihn augenblicklich in die Wohnung zurück. Die Mutter ...

Er stürzte in das dritte Zimmer, das vom Flur abging. Das Bett war leer. In der Küche war auch niemand. Hastig ging er weiter. Sein letzter Blick fiel ins Bad. In der vollen Badewanne lag Rose Brunner, blutüberströmt; ihr Kopf war nach hinten an den Rand gerutscht. Ihr linker Arm hing aus der Wanne. Ein großer Schwall Blut hatte sich aus ihrem Handgelenk auf den Boden ergossen, eine rote Lache vor der Badewanne, die fast bis an die Tür gelaufen war. Das Wasser war rot und bewegungslos. Neben der Wanne lag ein Föhn, das Kabel steckte noch in einer Steckdose. Auch hier völlige Stille. Oh mein Gott, dachte er. Eine Mutter, die sich und ihre drei Kinder getötet hat. Er musste hinaus.

Er hastete zur Wohnungstür, drehte den Schlüssel um und öffnete sie. Die Großeltern standen vor der Tür. Als Maria Brunner Fischers aschfahles Gesicht sah, wusste sie sofort, dass etwas Schreckliches geschehen war. Sie stürzte in die Wohnung, vorbei an Fischers ausgestrecktem Arm, der sie zurückhalten wollte. Aber ihm fehlte die Kraft dazu.

»Sie sind alle tot«, flüsterte er nur.

Helmut Brunner nickte, ein alter, gebrochener Mann. Ein fürchterlicher Schrei kam aus der Wohnung. Karl Fischer drehte sich um, ging zu Maria Brunner und zog sie hinaus. Sie schrie und schrie. Die beiden Männer brachten sie nach unten.

Helmut Brunner ging zum Telefon. Wie in Trance wählte er den Notruf.

»Brunner, Fichtenstraße 4. Etwas Fürchterliches ist passiert. Vier Tote ... bitte schicken Sie eine Streife.«

Als wenige Minuten später Polizei und Notarzt eintrafen, weinte Maria Brunner immer noch, jetzt jedoch leise und verzweifelt. Ihr Mann hielt sie. Der Notarzt folgte seinem Hinweis und ging in den ersten Stock. Er war ein erfahrener Mann, hatte viele Unfallopfer und Selbstmörder untersucht, war auch oft zu Gewaltopfern gerufen worden. Aber so etwas hatte er noch nicht gesehen. Drei Kinder, grausam im Schlaf ermordet ... Ein Blick genügte. Die Polizisten hinter ihm hielten sich die Hand vor den Mund. Er ging ins Badezimmer. Sein erster Gedanke war, ein klassischer Selbstmord: in der Badewanne die Pulsadern geöffnet. Das Wasser bewegte sich ganz

leicht. Er ging auf Rose zu. Erst als er ganz nahe war, konnte er erkennen, warum das Wasser etwas unruhig war. Ihr Brustkorb bewegte sich fast unmerklich.

Rose Brunner lebte noch.

Es ist grässlich. Unausprechlich grauenhaft. Gott kann das nicht gewollt haben. Wenn sie mich finden, machen sie dasselbe mit mir. Sie schlachten mich und verkaufen meine Organe. Ich höre sie schon feilschen, um jedes Pfund Fleisch.

3. Kapitel

Zwei Stunden später stand ein halbes Dutzend Polizisten vor dem Haus der Brunners. Die Straße, ohnehin eine Sackgasse, war gesperrt worden, um neugierige Gaffer abzuhalten. Vor wenigen Minuten waren die Leichen der drei Kinder abtransportiert worden. Selbst hartgesottene Polizisten hatten schlucken müssen, als die drei Kindersärge in den schwarzen Kombis der Bestatter verschwanden. Sie wurden in das Institut für Rechtsmedizin nach München gebracht, wo sie obduziert werden sollten. Ein Arzt von dort war extra zum Tatort geholt worden, um die Leichen zu untersuchen. Dass die Mädchen gewaltsam durch mehrere Messerstiche getötet worden waren, daran bestand kein Zweifel. Alles Weitere müssten Obduzenten und Kriminalisten klären. Im ersten Stock war die Spurensicherung am Werk. Auch wenn alles dafür sprach, dass die Mutter ihre drei Kinder getötet hatte, hatte Hauptkommissar Frank Fels als Leiter der zuständigen Mordkommission alles Notwendige veranlasst, um den Tatort zu sichern. Leider war nach den Großeltern auch die örtliche Polizeistaffel ziemlich unvorsichtig durch die Räume gegangen. Die Polizisten hatten sich die Leichen der Kinder und ihre Verletzungen angesehen und sie dabei sogar berührt, anstatt den Tatort zu sperren und Spuren zu sichern. Bei dem Bemühen, Rose Brunner zu retten, die aus der Badewanne geborgen und auf dem Boden im Flur notdürftig medizinisch versorgt worden war, waren Blutspuren weiträumig verteilt worden. Schließlich war noch der Notarzt gekommen und hatte die bewusstlose Rose abtransportiert. Die Mitarbeiter der Spurensicherung hatten die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen, als sie das Chaos sahen. Hauptkommissar Fels, der wegen seiner harten Gesichtszüge und seiner sehr direkten, manchmal schroffen, Freund und Feind vor den Kopf stoßenden Art den halb liebevollen, halb Respekt einflößenden Spitznamen »The Rock« trug, hatte am Tatort erst einmal ein Donnerwetter loslassen müssen. Er war, obwohl es von der Münchner Innenstadt bis ins Starnberger Alpenvorland fast fünfzig Kilometer waren, in weniger als dreißig Minuten nach der Benachrichtigung am Tatort gewesen, der da schon ausgesehen hatte, als sei eine Zirkustruppe durch die Wohnung getobt, wie er wütend den Polizisten vor Ort entgegengeschleudert hatte.

Ein junger rothaariger Polizist namens Benedikt Daisenhammer, erkennbar ein Anfänger, deutlich übergewichtig und wahrscheinlich erst wenige Wochen im Dienst, der von »The Rock« noch nicht gehört hatte, fühlte

sich persönlich angesprochen und meinte Fels sagen zu müssen, dass doch sowieso klar sei, was hier passiert war.

»Es kann doch gar kein Zweifel daran bestehen, dass die Frau erst ihre Kinder umgebracht hat und dann sich selber töten wollte. Für Fremdeinwirken gibt es keine Anhaltspunkte. Auf dem Tisch im Wohnzimmer fand sich sogar eine Art Abschiedsbrief. Oder sehe ich das falsch?«

Fels schnaubte wütend. »Ich weiß nicht, wie viele Tatorte Sie in Ihrem Berufsleben schon gesehen haben, ich vermute keinen oder wenn, dann höchstens welche, wo es um verschwundene Katzen oder nächtliche Schmiereereien betrunkenener oder bekiffter Jugendlicher ging. Hier sind drei kleine Kinder umgebracht worden, auf fürchterliche, brutale Art. Eine schlimme Tragödie. Niemand kann sie wieder lebendig machen. Wir sind den dreien zumindest schuldig, herauszufinden, wie und warum es passiert ist, und wenn es die Mutter war, wofür alles spricht, was sie dazu getrieben hat. Es passiert nämlich nicht gerade häufig, dass eine Mutter ihre drei Kinder tötet. Ich bin seit fünfundzwanzig Jahren bei der Truppe und habe so was noch nicht gesehen.«

Was nicht ganz stimmte. Fels konnte sich an eine Reihe von Frauen erinnern, die ihre Kinder kurz nach der Geburt getötet hatten, meist unreife Personen, die mit der Schwangerschaft und der Geburt überfordert gewesen waren und den Kopf in den Sand gesteckt hatten, bis es nicht mehr anders ging und sie keinen Ausweg mehr sahen. Er erinnerte sich auch an mehrere Frauen, die, wie er im Nachhinein erfahren hatte, psychisch krank gewesen waren und sich und ihre Kinder getötet hatten. Eine dieser Frauen, die wohl an einer schweren Depression gelitten hatte, hatte ihre beiden Kinder mit einem Schlafmittel betäubt und sich dann mit ihnen auf dem Rücksitz ihres Wagens mit laufendem Motor in der Garage eingeschlossen. Sie waren alle an einer Kohlenmonoxydvergiftung gestorben. Trotzdem fiel es Fels schwer, sich an einen vergleichbaren Fall zu erinnern, der so blutig, so gewalttätig gewesen war. Tatsächlich hatte ihn der Tatort erschüttert. Hinter seiner harten Maske hatte er sich ein feines Gespür für menschliche Tragik bewahrt und eben jener Instinkt, zusammen mit einem wachen Verstand, machte ihn zu einem glänzenden Ermittler. Er hasste Mittelmaß und Nachlässigkeit, was ihn manchmal eitel erscheinen ließ, aber an seiner Qualifikation bestand kein Zweifel.

Fels ließ Daisenhammer, dessen Gesicht dieselbe feuerrote Farbe angenommen hatte wie seine Haare, einfach stehen und ging zu Sebastian Krebs, einem erfahrenen Kommissar, mit dem er seit Jahren zusammenarbeitete. Sie waren nicht wirklich befreundet, respektierten sich aber gegenseitig und hatten über die Jahre ein Vertrauensverhältnis entwickelt, was für ihre Arbeit wichtiger war als gemeinsame Interessen oder derselbe Sinn